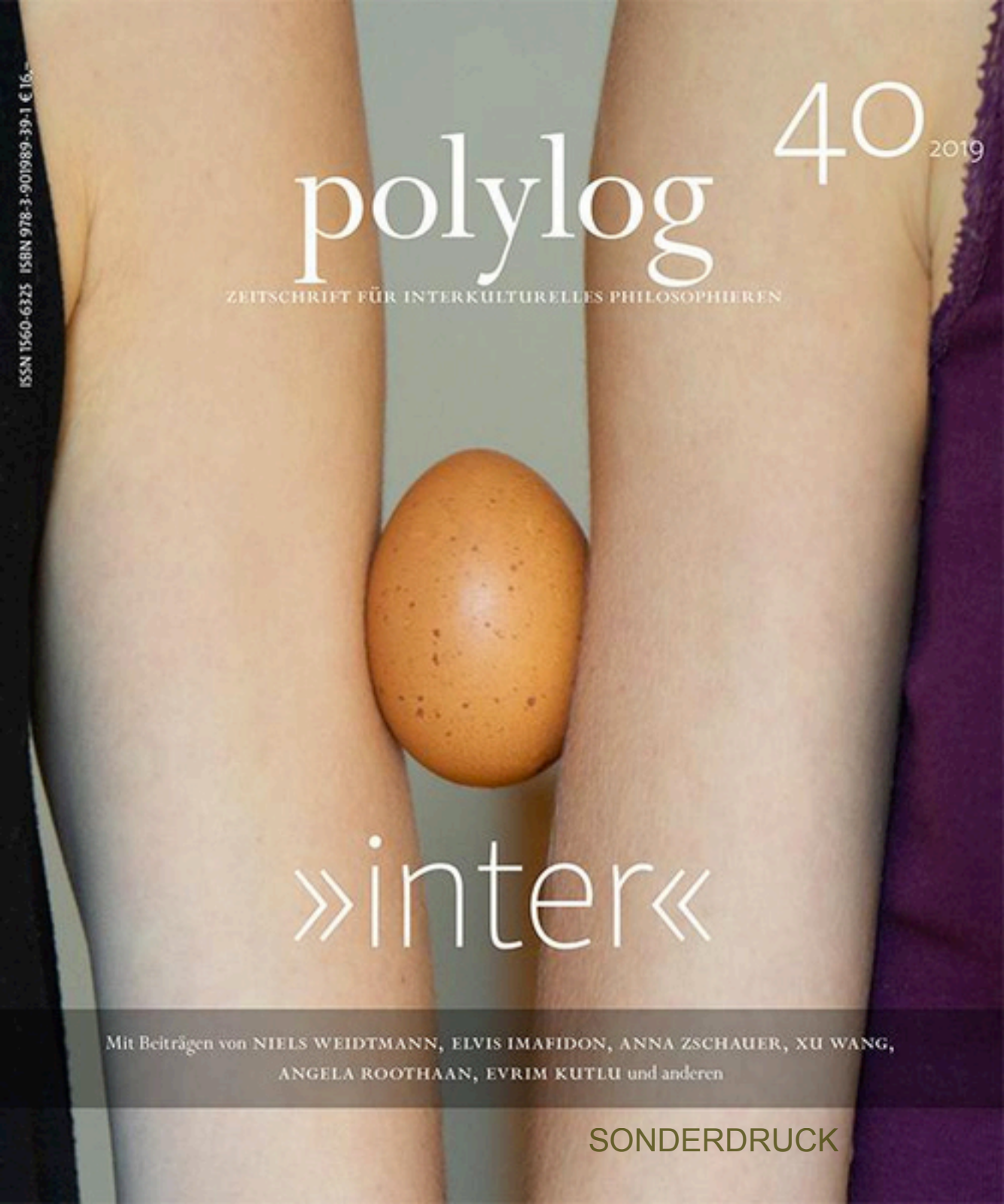
ISSN 1560-6325 ISBN 978-3-9019989-39-1 € 16,–

polylog

40 2019

ZEITSCHRIFT FÜR INTERKULTURELLES PHILOSOPHIEREN



»inter«

Mit Beiträgen von NIELS WEIDTMANN, ELVIS IMAFIDON, ANNA ZSCHAUER, XU WANG, ANGELA ROOTHAAN, EVRIM KUTLU und anderen

SONDERDRUCK

3
B. SAAL & B. BOTEVA-RICHTER
Einleitung

7
NIELS WEIDTMANN
Das »Zwischen« als der Ort wahrer Wirklichkeit
Ein Plädoyer für das »Inter« in der Interkulturalität

19
ELVIS IMAFIDON
Zwischen den Zutaten und dem Gericht als solchem: Philosophie an Orten und darüber hinaus

37
ANNA ZSCHAUER
»inter« als aisthetische Qualität

53
XU WANG
Das Umdenken des Interpersonellen – Zhāng Zàis Konzeption des Qì (氣)

67
ANGELA ROOTHAAN
Interkulturell, transkulturell, cross-cultural – warum wir alle drei Begriffe brauchen

83
EVRIM KUTLU
Solidarität, Ausgleich und kosmopolitische Weltphilosophie nach Max Scheler

97 BERICHTE

99 REZENSIONEN UND TIPPS

126 IMPRESSUM

MĂDĂLINA DIACONU

Gibt es eine kulturelle Identität?

Zu: François Jullien: *Es gibt keine kulturelle Identität*

Zu: François Jullien: Es gibt keine kulturelle Identität. Berlin: edition suhrkamp 2017, ISBN 9783-518127186, 96 S.

Im Kontext der Rückkehr des Nationalismus und verstärkter Antiglobalisierungstendenzen entschied sich der bekannte französische Sinologe und Philosoph François Jullien 2016 für einen provokativen Titel für seine kurze Abhandlung, in der er in den kulturpolitischen Debatten klar Stellung bezog. Methodisch wählte Jullien eine Klärung geläufiger Begriffe, wie des Universellen, des Gemeinsamen, der Differenz, der Identität und des Dialogs, die er im Sinne einer dynamischen Identität und der Offenheit für andere Kulturen neu auslegt.

Das *Universelle* findet sowohl in einem schwach-deskriptiven als auch in einem stark-normativen Sinne Verwendung. Das *Uniforme/Gleichförmige* ist dagegen an Standards und Stereotype gebunden, unterliegt einer ökonomischen Logik und stellt im Grunde genommen eine Perversion des Universellen dar. Das *Gemeinsame* wiederum bezieht sich auf das, »was geteilt wird« (15), und hat vorrangig politische Bedeutung. Die Gleichsetzung mit Gleichartigkeit (auch in ihrer spezifischen Form der Assimilation) führt zur Verarmung der Bedeutung des Gemeinsamen; stattdessen fordert Jullien, gerade »das Gemeinsame, *das nicht gleichartig ist*, [zu] befördern« (16). Diversität wird somit von vornherein als positiver Reichtum postuliert. Das ganze Büchlein, beginnend mit seinem Titel *Es gibt keine kulturelle Identität*, hat etwas Programmatisches, und seine Rhetorik basiert mehr auf klaren und pointierten Formulierungen und Leitmotiven als auf argumentativen Gedankenführungen, was vielleicht durch das Erscheinungsdatum, ein Jahr vor den französischen Präsidentschaftswahlen, erklärbar wird.

Des Weiteren geht Jullien kurz auf die dreifache historische Genese des Universalen ein: in der griechischen Philosophie, im römischen Recht (im Zusammenhang mit den Bürgerrechten) und verbunden mit einer Ökonomie des Heils im Christentum, wo alle Menschen als Gotteskinder begriffen werden. Der Universalitätsanspruch des Westens fußt im Grunde genommen auf einer Inkarnation des Universellen im Singulären, die im Laufe der Zeit unterschiedliche Formen angenommen hat, wie Kirche, politisches Genie, Proletariat und schließlich die so genannte westliche Zivilisation. Gegen die Hegemonialansprüche des Universalismus bleibt das Universelle, laut Jullien, bloß regulativ, weil es niemals Vollständigkeit erreichen kann. Außerdem ist das Universelle nicht bereits gegeben, sondern es gilt vielmehr, es erst anzustreben und zu verwirklichen – wodurch sich auch das Gemeinsame entfalten kann.

In einem nächsten Schritt ersetzt Jullien den Begriff von *Unterschieden/Differenzen* durch *Abstände (écarts)*. Die Differenz operiert klas-

sifizierend, vergleichend und identifizierend; der Abstand meint dagegen eine Entfernung und ist eine »Denkfigur nicht der Identifikation, sondern der Exploration, die andere Möglichkeiten zutage fördert« (37), allerdings nicht mit dem Zweck eines Zurechtrückens, das nur eine Rückkehr zum Konventionellen bedeuten würde. Der Abstand bewahrt eine Spannung und ist nicht wie die Differenz statisch, in der sich am Ende der Komparation jeder Vergleichsterminus in seine stabile Identität zurückzieht, sondern der *écart* impliziert ein ständiges Aufeinanderbezogensein, Offenheit füreinander und ein aktives Zwischen. Diese Sinnverschiebung hat eindeutig ethische und politische Relevanz. Zwar – konzediert Jullien – ist das Zwischen schwierig zu denken, aber für ihn impliziert das Philosophieren eher Reflexion als kumulierende Erkenntnisse und ist eingebettet in einen fruchtbaren Prozess der Hinterfragung, aus dem Neues entstehen kann.

Aus dieser Perspektive gibt es keine kulturelle Identität, wie der Titel schon besagt, denn es hat nie eine gemeinsame Identität gegeben bzw. *eine* einheitliche Kultur, aus der heraus sich die unterschiedlichen Kulturen entfaltet hätten. Um der Gefahr einer Essenzialisierung der *Kultur* zu entgehen, spricht Jullien daher lieber vom *Kulturellen*, das allein in seiner Transformation bzw. in seiner Dynamik von Hetero- und Homogenisierung begriffen werden kann. Keine Gesellschaft hat fixe kulturelle Merkmale – das gilt auch für die französische Kultur. Alles befindet sich im Wandel, und eine Kultur entwickelt sich immer aus erfinderischen Abständen bzw. Abweichungen, wie etwa Europa im Spannungsraum zwischen der christlichen und der laizistischen Kultur.

Diese Perspektive ersetzt die Angst um den Verlust der eigenen *Identität* und *Werte*, die es zu verteidigen gilt, durch die Aufforderung, die *Ressourcen* der Sprache und der Traditionen zu nützen und kreativ voranzutreiben. Diese Ressourcen und nicht eine vermeintlich feste und klare Identität sind heutzutage bedroht, und zwar durch die Uniformierung (Standardisierung, das Denken in Stereotypen) und durch die Isolierung identitärer Gemeinschaften, die auf das Missverständnis des Universellen als Gleichförmigkeit reagieren. Es braucht daher Widerstand, um die kulturellen Ressourcen zu aktivieren, allerdings geht dieser nicht aus einer defensiven Reaktion hervor, sondern geht mit individueller Verantwortung und im besten Fall auch mit Kreativität einher. In diesem neuen Verständnis des Verhältnisses zwischen Individuum und Kultur wird das Subjekt »nicht länger durch ›seine‹ Kultur festgelegt« (61), sondern es kann sich ebenso von ihr lösen, um zu »ex-istieren« und – aufklärerisch gedacht – zur Freiheit zu gelangen (63). Die Kultur ist zwar da, um zunächst erlernt und angeeignet zu werden, allerdings nicht um sich durch eine vermeintlich unveränderliche Zugehörigkeit selbst zu rechtfertigen. Im Unterschied zu den ideologisch konnotierten Werten sind die Ressourcen einer Kultur niemandes Eigentum, sondern sind für alle verfügbar und allein nach ihren Wirkungen messbar. Dafür bedarf es immer

»Es gibt keine französische oder europäische kulturelle Identität, dafür aber (französische, europäische oder zu einer beliebigen anderen Kultur gehörende) *Ressourcen*. Identität wird definiert, Ressourcen werden inventarisiert. Man erkundet sie und beutet sie aus – das meine ich mit *aktivieren*.« (58)

des Singulären (d. h. der Individuen), um eine Kultur nicht lokal bzw. beschränkt, sondern »fokal«(wie aus einem Herd, *foyer*) zu entwickeln (54). Nicht zuletzt weist der Begriff der Ressource auf ihre künftige (Re)Investition hin und erscheint in diesem Sinne angebrachter als jener der Wurzel, der außerdem aus dem Bereich des Natürlichen stammt.

»Das Universelle, um das man kämpfen muss, ist ein rebellisches Universelles, das niemals vollständig ist [...]« (30)

Während Differenzen lokal gegen andere geschützt werden müssen, stellen kulturelle Abstände Angebote dar, von denen individuelle Subjekte kreativen Gebrauch machen können. Der Mensch selbst hat keine Natur bzw. keinen Ursprung (ein metaphysisch verankerter Begriff, der sein Wesen fixiert), sondern ist selbst aus einer Abweichung hervorgegangen. Auch bedeutet der Abstand *(écart)* keinen *gap* im Sinne eines Zwischen, das die Kulturen auseinanderhält und isoliert. Jullien traut dem Begriff des Abstands sogar zu, die Alternative Universalismus oder Relativismus zu überwinden, zu der ein Denken in den Begriffen einer statischen Differenz und Identität letztlich zwingt. Die Kulturen haben weder ein Wesen, noch existieren sie bloß nebeneinander in einer irreduziblen Pluralität; diese Anschauung bildet die Grundlage für die Hervorbringung eines Gemeinsamen als »Ort, an dem sich die Abweichungen/Abstände entfalten« (80). In politische Termini übersetzt plädiert Jullien explizit für die Integration der Neuankömmlinge anstelle ihrer Assimilation.

Einen anderen zeitgenössisch kulturpolitisch relevanten Begriff stellt der so genannte *Dialog* der Kulturen dar. Dieser wird meistens entweder als Synthese vorgestellt, in der die Spannungen zum Stillstand gebracht werden, oder aber als gemeinsamer Nenner der Kulturen, der eine sorgfältige Analyse von Bestandteilen von Kulturen erforderlich macht, um ihre Ähnlichkeiten zu identifizieren. Jullien lehnt beide Modelle ab, denn sie führen entweder zu Ennui oder bringen nur Truismen hervor. Ein drittes Modell bemüht sich darum, in allen Kulturen ein Fundament der Vernunft freizulegen, um dieses – wie bei Apel und Habermas – einer »kommunikativen« Gemeinschaft zugrunde zu legen. Sosehr dieses Modell philosophisch ernst zu nehmen ist, funktioniert es jedoch nicht mehr außerhalb Europas, so Jullien. Außerdem beruht es auf »einem falschen Egalitarismus« zwischen den Dialogpartnern, wobei Europa symptomatisch erst dann diesen Dialog gestartet hat, als es bereits seine Hegemonie verloren hatte (88 f.). Julliens eigene Antwort bleibt jedoch im Rahmen dieses dritten Modells und verlangt ein nochmals etymologisch fundiertes Neuverständnis von *dia* als »einen Raum durchquerenden Weg« (89). Die Möglichkeit dieses Dialogs basiert allerdings auf unhinterfragten, ja als apriorisch bezeichneten Voraussetzungen, nämlich auf der Existenz eines Gemeinsamen des Menschlichen, das auch Jullien als das Intelligible identifiziert; anders ausgedrückt, es wird vorausgesetzt, dass Menschen einander verstehen können. Diese Lösung bedeutet dann nicht, die eigene Kultur zu verlassen, sondern grundsätzlich in Bewegung zu bleiben. Solcherart ist ein »alertes« Subjekt, »das ausgehend von einer Sprache oder einem bestimmten Milieu durch

andere Sprachen und Milieus zirkuliert und dabei aus den Ressourcen der einen wie der anderen schöpft« – m. a. W. ein Subjekt, das das Zwischen des Inter-Kulturellen auf diese Weise verwirklicht (95).

Gut strukturiert und pointiert formuliert, wie es die Leserinnen und Leser auch aus anderen Schriften Julliens gewohnt sind, bietet diese kurze Abhandlung eine konzise politisch-philosophische Klarstellung, die gleichermaßen die identitäre Nostalgie und die essentialistische Auffassung der Kultur, den »*denkfaulen Relativismus*«(77) und eine ökonomisch und medial vorangetriebene Uniformierung deutlich ablehnt und dagegen vielmehr beabsichtigt, den Weg für ein friedliches und kreatives Miteinander zu bereiten.

»›Babel‹ ist in Wirklichkeit eine Chance für das Denken.« (55)